

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

204 (2.9.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 35

Ueber eine bürgerliche Demonstration für den Frieden,

die vor dem internationalen Babepublikum in Karlsbad stattfand, wird der Breslauer Volksnachricht aus Genosentreisen geschrieben: Dem internationalen Getriebe, das sich hier besonders während der Sommermonate abspielte, welches sich aber in so viele Ströme teilt, als Nationen vertreten sind — und sie sind so ziemlich alle vertreten — gab ein Vortrag der Frau von Suttner, wenigstens für die kurze Zeit, welche die Versammlung währte, eine einseitige Richtung. Unter der zahlreichen Zuhörerschaft waren die Vertreterinnen des schönen Geschlechts vorherrschend.

In jener Rolle, welcher jene merkwürdige Frau entstammt, ist es doch noch immer eine Seltenheit, daß eine Frau mit aller Energie eine Idee vertritt, welche noch von wenigen geteilt, noch weniger aber nach außen vertreten wird.

Schlicht und einfach waren die Ausführungen der Rednerin, deren kräftige und wohlklingende Stimme es allen in dem dichtgefüllten Kurhausaal Annehmendes möglich machte, dem Vortrage über den modernen Krieg und die Friedensbestrebungen zu folgen.

Wir entnehmen demselben folgendes: Rednerin betonte eingangs, daß sie keine Klagen oder Anklagen erheben, nicht Wünsche oder Träume äußern, sondern Mitteilungen geben will über Tatsachen, wie der moderne Krieg sie jetzt ist.

Die Friedensbestrebungen gehörten mit zu den Anfängen einer neuen Kulturperiode, die von den westlichsten Mittelebenen bemerkt werden.

Wenn auch die Zeit vorüber sei, wo man diese Bewegung verachte, so werde dieselbe doch noch verstanden; man leugne, höhne und bezweifle noch immer, daß es möglich sein wird, einen Weltbund zu schaffen, der alle Nationalitäten ein durch die Friedensidee. Man habe der Bewegung den Namen „Pacifismus“ gegeben.

Die Bestrebungen der Friedensfreunde seien nicht antinational, sie seien auch nicht militärisch an sich; insofern man das Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedarf, kann es nicht entbehrt werden. Die Friedensfreunde glauben, daß man in kriegslosen Zeiten ein verbündetes Heer verbündeter Staaten schaffen müsse, jedoch nur für Wahrung der Freiheit und Gerechtigkeit, deren Verbündeter der Friede ist. Höhere Militärs, welche genaue Kenner des Krieges seien, sind Förderer der Friedensgesellschaft.

Die Gegner behaupten, auch der Krieg sei ein Naturgesetz; der Tod sei nötig, er schaffe dem Leben Raum. Die Friedensfreunde sind der gegenteiligen Ansicht, da er jede Entwicklungsmöglichkeit, jede Kultur hemme und gegen alle Sittengesetze verstoße, welche vorläufiges Leben verbieten und aufs schärfste verurteilen.

Die Friedensbewegung sei eine Kampfbewegung, sie mache Front gegen alte Vorurteile, die eben nur kämpfend zu überwinden seien. Der Krieg aber sei eine rohe Form des Kampfes, kein Naturgesetz, man habe dabei auf das Entwicklungsgesetz.

Der moderne Krieg gleiche in keiner Weise dem früheren Zeiten. Alle technischen Erfindungen der letzten 30 Jahre sind angewandt, um Kriege fürchterlicher zu machen als je. Aber nicht nur die neuen Waffen seien es, welche alle Qualen und Leiden der Krieger steigern. Neu sei auch die Länge einer Schlacht. Während früher eine Schlacht längstens 24 Stunden währte, dehnen sich diese nun auf 10—14 Tage aus. Die Ausdehnung eines Schlachtfeldes aber kam heute bis 100 Kilometer betragen, die Zahl der Geschützten Hunderttausende! Man teilte vom neuesten Kriege mit, daß zuweilen der ganze Horizont verfinstert war, von aufsteigenden Menschen- und Pferdeleribern. Die Tätigkeit des roten Kreuzes sei hinlänglich geworden, denn wenn man nach Beendigung einer Schlacht, nach 10—14 Tagen ein Schlachtfeld abtue, so seien diejenigen, welche die moderne Wundwaffe nur verletzt, nicht getötet habe, längst durch Hunger und Durst und ähnliche Qualen zu Grunde gegangen.

Eines der modernen Kriegsmittel sei z. B. Gruben zu graben, in denen Spieße befestigt werden, die sich dann mit den stürmenden Feinden füllen, die aufgespießt werden. Jemand erzählte, daß diese Gruben aussehen wie Krebskörbe, man sehe aus dem Leibergewirr Arme und Beine der noch Lebenden hervorragen. Am Ende zünde man die Masse der so zu Tode Gequälten an, wenn der Geruch die Luft verpestet, um den Ausbruch von Epidemien zu verhindern, die ja stets die Begleitererscheinungen von Kriegen seien. Aber ein neues sei noch erwähnt: man müsse nun auf den Schlachtfeldern nicht nur Lazarette aufrichten, sondern auch für Eisenbaracken Sorge tragen, da der Wahnsinn bei vielen Kämpfern ausbreite und Wutausfälle solcher zur Gefahr in den eigenen Reihen werden. Wieder andere enden ihre Verwesung durch Selbstmord, der auch mehr und mehr überhand nehme. Ganze Transporte Wahnsinniger müßten während des russisch-japanischen Krieges nach der Heimat geschafft werden. Schiffsflotten würden in einer Viertelstunde vernichtet. Was sich jetzt in der Wandschweiz zugetragen, könne sich überall wiederholen.

Telegraphen und Zeitungen bringen uns heute diese Dinge so nahe, daß man den Blutgeruch zu spüren meine und doch sind die Gefühle des Abhorns bei den meisten Menschen so leicht wieder verwischt. Der Krieg

und was damit zusammenhängt, es ist der Ausdruck des Antofratismus, der alten Zeit.

Die Erhebung von Unwissenheit und allem Elend erhebt die ganze Menschheit und wie die Erfindungen der Neuzeit auf allen Arbeitsgebieten Erleichterungen schaffen, so wird es auch möglich werden, durch die völlige Beseitigung von Kriegen die Menschheit von unendlichem Elend zu erlösen. Es muß gelingen, das Monstrum Gewalt vom Thron zu stürzen.

Die internationalen Interessen knüpfen sich täglich enger, was Japan und Rußland leidet, das leiden alle Nationen mit.

Die Friedensapostel haben für die Einsetzung eines internationalen Tribunals gewirkt; die Tätigkeit desselben sei noch nicht allgemein bemerkbar, denn verhältnisse Unglück sehe man nicht!

Augenblicklich fanden in Amerika Friedensverhandlungen statt, denen die ganze Welt folge; was da auch erzielt werden möge, ein dauernd gesicherter Frieden sei es nicht. Daß sie eingeleitet wurde, bevor der unglückliche Krieg zu Ende sei, ist auch ein Fortschritt zu nennen. Wenn Roosevelt sagte: „Der Frieden zwischen Rußland und Japan ist nicht nur von größtem Interesse für die beiden Länder selbst, sondern im Interesse der ganzen Welt.“

Hier sei endlich von einer Regierung konstatiert, daß der Krieg, der an einem Ende der Welt geführt, an andern geföhrt werde. Roosevelt sei ein ernsthafter Anhänger der Friedensidee, er habe der Rednerin gesagt: „Der Weltfrieden kommt, aber langsam.“ Neue Kulturbegriffe legen sich durch die Ideale von heute, sind die Kultur von morgen. Nur wo Friede herrscht, kann die Moral, die Kultur gehoben werden, die Rußland so nötig ist, um endlich auch in die modernen Kulturstaaten eingereicht zu werden.

Die Kriegführenden wissen nichts von Gerechtigkeit, Milde, Barmherzigkeit; aber alle beten zu ihrem Gott um Sieg und die Vernichtung möglichst vieler Feinde. Diese Heuchelei, die sich kundgibt in Gottesdiensten, Dankgebeten, Verfertigung von Heiligensbildern, sie empört nicht nur den Friedenler, sondern ebenso den Frommen. Es sei ein Linder, der Gott der Liebe zu vermeiden mit den größten Untaten, von ihm den Segen für jene Waffen zu erbitten, mit denen man die Nebenmenschen ermordet.

Die Friedensfreunde beten nicht zu dem Schlachtergott, aber sie wissen und lehren, daß wir Menschen einander nicht massakrieren, sondern lieben sollen. Wir werben immer neue Freunde, bis ihre Zahl stark genug sein wird, die Friedensbotchaft aller Welt zu bringen.

Die Ausführungen fanden ungeteilten Beifall bei allen Nationalitäten.

Wir glauben, daß trotz der besonderen Betonung der Gefühlseite der Sache Frau v. S. eine starke Persönlichkeit ist, welche besser und energischer, als viele ihrer Friedensfreunde ihre Anschauung auch vertreten würde, wenn es gilt, in den Parlamenten das Budget für ein Kriegsheer zu bewilligen. Nicht früher kann man Friedensbestrebungen dieser Verurteilung ernst nehmen, bis ihre Anhänger für Abrüstung eintreten, wo das Gelegenheit sich bietet.

Wir dürfen hoffen, daß Frau v. Suttner eine Eingängerin ist auf dem Wege der Friedensbestrebungen.

Der letzte Brief eines russischen Freiheitshelden.

Dem „Norw.“ wird der folgende Brief des zum Tode verurteilten russischen Genossen Hajim Gersjowitsch an seine Mutter zur Verfügung gestellt:

„Lieberes Mütterchen! Ich schrieb Dir bereits einen Brief von dem Urteil, doch weiß ich nicht, ob Du ihn erhalten hast. Der Brief ist wahrscheinlich durch das Polizeidepartement gegangen und das ist eine lange Geschichte. Wenn Du den Brief erhalten hast, so weißt Du gewiß schon alles über mich, über das Gericht und über mein Urteil. Das Urteil ist so ausgefallen, wie ich es erwartete. Und hätte man denn von „ihnen“ etwas anderes erwarten können! Du weißt, wer „sie“ sind, Du kennst sie schon recht gut. Nicht wenig hast Du schon durch sie gelitten und erduldet, doch wollen wir es jetzt lassen, von unseren Feinden zu reden. Sie sind dem ganzen russischen Volke bekannt und man hat genug von ihnen geredet. Ich schreibe Dir vielleicht den letzten Brief, und deshalb will ich die Gelegenheit ausnutzen, das heißt von Wäntagen sprechen, davon, was mich quält und mich bewegt, und was ich will und sagen mag. Es ist die Frage über meinen Tod und über Dein Verhalten dazu. Obgleich mein Advokat die Kassationsklage eingereicht hat, mich Grinde für sie mehr als genügend vorhanden waren, obgleich auch das Urteil vom Generalgouverneur, das heißt von Trepow, noch nicht bestätigt worden ist, bin ich doch überzeugt, daß ich sterben werde, es sei denn, daß die Revolution oder irgend welche anderen wichtigen politischen Ereignisse mich retten werden. Alles dies ist möglich.“

Jeder weiß, daß die russische Revolution nicht hinter den Bergen ist und kein Todesurteil, keine Hinrichtung werden sie aufhalten. Daran glaube ich und werde sogar daran glauben, im letzten Moment, wenn mir der Henker den Strick um den Hals legt. Mit diesem Glauben werde

Th. Kindergeschmack.

Loblien, der bekannte Kinderpsychologe, hat ein reiches Material von Enqueteen über Lieblingsbücher, Lieblingsberufe und Lieblingsworte von Kindern gesammelt und gesichtet.

Nichts Lieberer als die Antworten auf die Fragen nach der Lieblingsblume, dem Lieblingsstier, dem Lieblingsgebäude; aber sie sind charakteristisch für die auseinandergehenden Neigungen der beiden Geschlechter: die Knaben bevorzugen das Große, Großartige, das Imponierende, das Laute, die Mädchen das Feine, Niedliche, Stille; die Knaben z. B. das Pferd, die Mädchen das „Gindchen“ — dieses Diminutivum ist besonders charakteristisch. Auch bei der Frage nach der Lieblingsbeschäftigung, dem Lieblingspiel zeigt sich, daß die Knaben die Freiluftspiele bevorzugen, die Mädchen die Zimmerspiele. Die Frage nach dem Lieblingsbuche ergab, wie zu erwarten war, zunächst bei beiden Geschlechtern die Vorliebe für Märchenbücher. Dann kamen bei den Knaben Robinon und Indianergeschichten. Die Mädchen wußten im übrigen kaum noch Bücher zu nennen, während die Knaben oft Zahlen von Büchern, die sie gelesen haben wollten, in schwindelnder Höhe nannten, jedoch Loblien scherzhaft, ein gelehrter Professor müsse angesichts solcher Zahlen erröten, der Knabe sei der geborene Aufschneider. Nur achtmal begegnet man dem Titel eines der von den Prüfungsausschüssen empfohlenen Bücher, und fast gar nicht dem Schullesebuch. „Man bedenke“, bemerkt Loblien dazu, „den schier unersteigbaren Berg vordardener Lesebuchliteratur: wie viele Lesebücher, wie viel Reformvorschlüge bis in die jüngste Zeit hinein! Ist immer noch nicht die Kindesnatur genügend und richtig gewirkt worden? Oder liegt es an der Behandlung, dem enigen oder Lesen und Erklären desselben Stoffes, desselben Aufhanges zwei, drei Jahre, ja fast die ganze Schulzeit hindurch? Hinweg, wenigstens in den oberen Klassen, mit dem Lesebuch auch in der Volksschule und frisch hineingegriffen in unsere nationale und moderne realistische und schöne literatur. Sie ist ja zehnpfennigweise zu haben!“

Bei der Beantwortung der Frage nach dem Lieblingsberufe zeigte sich, daß nur in vier Fällen sich die Wahl mit dem Beruf des Vaters deckte. Gleichwohl verrieten hier die Antworten nichts weniger als einen Flug ins Reich der Luftschlöffer, vielmehr scheint es, als wären diesen Kindern armer Leute schon frühzeitig alle Illusionen in bezug auf unerreichbare Zukunftspläne benommen worden. Dem realen Sinne des Kindes entspricht es auch, daß die Antworten auf Fragen nach dem Angenehmen und Unangenehmen sich fast ausschließlich auf physische Dinge bezogen: Schußwunden, Haarefressen, Pferdefleisch, gekochte Eier! Wo einmal von moralischen Dingen die Rede war, da war es seitens der Knaben gesehen. Loblien glaubt darin die Bestätigung einer auch sonst gemachten Erfahrung zu sehen, daß das starke Rechtsbewußtsein bei den Mädchen nicht in dem Maße klar vorhanden ist, wie bei den Knaben.

Aus allen Gebieten.

Verkehrswesen.

Automobil-Lastwagen. Auch in Frankreich beginnt man neben den großen Schnellheitsrennen für Automobile andere Probefahrten zu veranstalten, in denen die Fahrzeuge auf verschiedene Zwecke hin geprüft werden sollen. So hat der Graf de Dion, der Vizepräsident des französischen Automobilclubs, eine Dauerfahrt für Lastautomobile von Amiens über Dieppe, le Havre und Rouen nach Paris veranstaltet. An der Fahrt haben ungefähr 40 Automobile teilgenommen: Wagen zum Transport von Postkisten und Paketen, Omnibusse zum Personentransport und Lastwagen verschiedensten Umfangs bis zu Wagen, die Lasten von 3—4 Tonnen befördern können. Auch eine Anzahl Fahrzeuge für militärische Zwecke nahmen an der Fahrt teil, deren Verlauf und Ergebnisse von einer Kommission Artillerie- und Pionieroffiziere im Auftrag des Kriegsministeriums studiert wurden. Die Fahrt verlief sehr glücklich, am 9. August trafen alle Fahrzeuge in guter Verfassung in Paris ein, wo sie die Champs Elysees im Triumpzuge durchzuführen. Die Automobilomnibusse erregten besonderes Interesse, da man schon seit Monaten Versuche mit solchen Wagen auch in Paris macht, um den kostspieligen Pferdebetrieb allmählich abzuschaffen. Zu erinnern ist auch, daß auf dem Automobilkongress des vorigen Jahres von dem Oberst Renault ein Automobilzug, aus Lokomotive und Lastwagen bestehend, ausgestellt war, welcher letztere sämtlich von der Lokomotive aus gesteuert werden können.

Länderkunde.

Eine neue Quelle für Gummi arabicum ist der Sudan geworden, das große nordafrikanische Gebiet, das sich mit der Zeit als immer werthvoller erweist und daher auf der einen Seite von den Franzosen, auf der anderen von den Engländern umworben wird. Der Handel mit Gummi arabicum hat dort in den letzten Jahren eine ungeheure Steigerung erfahren, und der Preis ist ein sehr geringer. Die Ausfuhr aus Ägypten beträgt jetzt über 20 Millionen Pfund jährlich. Der Gummi wird in den Wäldern gesammelt und dann nach Omdurman gebracht, wo er verpackt, gewogen und nach Kairo oder einem der Seehäfen geschafft wird. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten. Die erste Qualität ist weich und von weißer Farbe, die zweite hart und rüchlich. Erstere wird um 10 bis 12 Prozent teurer bezahlt und namentlich von Chemikern und Apothekern gekauft. Die Verpackung geschieht in hölzernen Kisten im Wert zu je 100 Mark. Die Ausfuhr, Redakteur von Kreisblättern usw. werden zu können, steigern sich also sehr.

Erdfunde.

Erdbeben und ihre Opfer. Zu dieser Frage hat sich der vor

einem Jahr verstorbenen Naturforscher Carus Sterne kurz vor seinem Tod folgendermaßen geäußert:

Die Erdentwicklung fordert: eben ihre Opfer, und es scheint unangebracht, ihnen gegenüber allzuviel Sentimentalität oder Pessimismus zu entwickeln, wie beides in vielen Betrachtungen unserer Tage über die Antillen und die neueren Ausbrüche im indischen Archipel geschehen ist. Die Ausmalungen der Jammersehnen hätten die Betroffenen jedenfalls nicht Zeit gehabt, zu lesen. Ein einziger Mensch, der sich jahrelang mit unstillbaren Schmerzen auf dem Krankenlager windet, wie wir solches doch alle Tage aus unmittelbarer Nähe mit ansehen müssen, mag unendlich mehr leiden als die vierzigtausend Menschen, die in Saint-Pierre untergingen, denn ihre Qualen dauerten allem Anscheine nach nur Minuten. Unser Entsetzen gilt auch weder den Qualen des Einzelnen, noch der Massenqual, die ja nur ein Hirngespinnst ist, da 40 000 Menschen nicht mehr leiden können, als ein einzelner Mensch, sondern vor allem dem Schrecken, daß die gute Mutter Erde, auf der wir wohnen, vorübergehend so unzuverlässig werden kann. Nur darum ist das Mitgefühl stärker als bei der Nachricht von einem verheerenden Wirbelwinde, einer Ueberflutung, einem Schiffsunglück oder großen Brande, die zahlreiche Opfer forderten.

Pflanzenkunde.

Die Wirkung von Radiumstrahlen auf Pflanzen hat Dr. Gager untersucht. Er unterscheidet hier verschiedene Einflüsse, die vom Radium ausgehen: Die Alpha-Strahlen, zusammengesetzt aus einem Strom positiv elektrisch geladener Massenteilchen; die Beta-Strahlen, einen Strom von weit kleineren, negativ geladenen Massenteilchen; die Gamma-Strahlen, die den Röntgen-Strahlen entsprechen, aber weniger durchdringend sind; die sogenannte Emanation, die sich wie ein schweres Gas verhält. Das Radium wurde in der gewöhnlichen Form des Bromsalzes — reines Radium kennt man noch immer nicht — in drei Stärken von 1 500 000, von 10 000 und von 700 angewandt, teils in veriegelte Glasröhren eingeschlossen, teils auf Jelluloidblättchen aufgetragen, da das Glas die Alpha-Strahlen fast ganz abhält. Nach der Science haben die Versuche gelehrt, daß die Strahlen fördernd auf das Wachstum der Pflanzen wirken, und zwar um so mehr, je größer und kräftiger die Radiummenge ist; außerdem hängt der Grad des Einflusses ab von der Dike der Samenhüllen, vom Abstand des strahlenden Körpers und von der etwaigen Bedeckung der Samen mit feuchter Erde. Die günstige Einwirkung hat aber bestimmte Grenzen. Es kann auch eine Ueberreizung durch die Strahlen eintreten, die das Keimen und Wachsen verzögert oder gar ganz verhindert. Die Veränderungen in der Pflanzenzelle sind dann dieselben wie unter zu starker Belichtung. Wesentliche Ergebnisse lieferten Experimente mit dem Radiotellur benannten Stoff, dagegen zeigte sich bei Benutzung des strahlenden Elements Polonium keine erkennbare Wirkung. Wenn die Luft mit der „Emanation“ von Radium erfüllt ist, so wird das Wachstum verzögert oder kommt überhaupt zum Stillstand. Somit bestätigen diese Erfahrungen die auch schon aus anderen Beobachtungen gezogene Lehre, daß die Radiumstrahlen eine sehr verwickelte und keineswegs einseitliche Neuzierung der Naturkraft sind.

Allerlei.

Ein reicher Sonderling, der in Neapel lebende, 50jährige Philippo Florio, hat in der Nacht auf den 16. August, da er seit langer Zeit an einer schmerzhaften Krankheit litt, seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht. Während seine Dienerschaft schlief, stürzte er sich vom Balkon in den Hof hinab und blieb auf der Stelle tot. Zuvor hatte er die Vorrichtung gebraucht, die Schlüssel seines Kassenkastens in den Abort zu werfen, damit nichts von seiner reichen Erbschaft veruntreut würde. Der letzte Wille des unvermählten Lebensmüden verfiel über 4,5 Millionen zugunsten des Hospitals der Incarabili in Neapel und bestimmt, daß dort verschiedene neue Krankenfälle eingerichtet werden, die alle mit folgender Aufschrift versehen werden sollen: „Das Geld, das durch mich den Reichen abgenommen wurde, die es den Armen abgenommen haben, kehrt zu den Armen zurück.“ Florio hat zu Testamentvollstreckern den Kardinal-Erzbischof Frisco, einen Notar und einen Rechtsanwalt ernannt, die er am Schluß seines letzten Willens in aller Form verflucht, falls sie seine Verfügungen nicht getreulich ausführen würden.

Humoristisches.

Modernes Märchen. Es war einmal ein Automobil, das machte keinen Spektakel, stank nicht, hatte noch keinen überfahren und war bar bezahlt.

Kindermund. Mein Ise wünscht sich schließlich ein Brüderchen und deshalb streut sie Zucker auf das Henkerbrett; nach einiger Zeit erfährt sie, daß eine Etage höher der Klapperstorch eingekehrt ist. Sie schmeigt sinnend; als sie aber nach Wochen die neugetommene kleine Hausgenossin zu sehen bekommt, stellt sie sich kampfbereit vor dieselbe hin und meint in selbstbewusstem überlegenem Tone: „Der Zucker war aber von uns.“

„Eins wo stinkt“. Junge (der von seinen Eltern zur Christfeier ein Automobil bekam, nachdem er es sorgfältig untersucht hat): „Du, Papa, das ist aber kein echtes Automobil, das stinkt nicht. Ich möcht eins, wo stinkt.“

Tröstung. Ein ausgesperrter Arbeiter klagt dem Herrn Pfarrer seine Not. Keinen Verdienst und dabei sechs Kinder. „Murren Sie nicht über die harte Familie“, erwiderte der Seelsorger, „es ist ein Trost, Genossen im Unglück zu haben!“

Buchdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, G. & U. Cie., Karlsruhe i. B.

Ich sterben, und mein Tod wird für mich leicht sein, ich möchte sagen
sich, wenn man das in Bezug auf den Tod sagen könnte. Glaube mir,
meine Teure, ich bin vollständig ruhig, merkwürdig ruhig. Was bedeutet
dein mein Tod, mein Leben im Vergleich mit der bevorstehenden großen
Zukunft, für welche so viele Hunderttausende (vielleicht noch mehr) junger
und besserer Leben als das meine hingegeben wurden! Du kannst dir
nicht vorstellen, weshalb ein Blick der Tod bringen kann. Ich sage das
nicht darum, weil ich das Leben nicht liebe, oder weil es mir fürchtbar
oder zuwider ist, oder als ob ich mich von ihm befreien wollte. Nein,
im Gegenteil, ich liebe das Leben, ich liebe es so, wie nur ein junger
neunzehnjähriger Mann voller Energie, Glauben und Kraft es lieben
kann, und wenn nur irgend eine Möglichkeit vorhanden wäre, so würde
ich mit der größten Freude leben bleiben. Aber da diese Möglichkeit
vorderhand nicht da zu sein scheint, so wollen wir darüber nicht
sprechen.

Ich sage, daß der Tod ein großes Glück im folgenden Sinne bringt
und bringen kann. Das ist im Sinne der Moral, im Sinne der Er-
kenntnis seiner eigenen Kräfte. Verstehe mich recht: wofür
sterbe ich denn? Für das große Werk der Befreiung nicht nur des
russischen Volkes, sondern auch der ganzen Menschheit. Ich sterbe da-
für, daß ich nicht Sklave sein möchte, daß ich nicht beständig
mit unter das Joch beugen und zuschauen möchte, wie mit mir noch
Millionen Leute unter demselben Joch seufzen, Millionen, welche hätten
frei sein können, welche das Recht haben auf die Freiheit und alles,
was damit zusammenhängt — wie ein jeder lebende Mensch darauf das
Recht hat.

Ich hatte so viel Kraft, daß ich den Tod nicht fürchtete, daß ich
bereits zweimal das Gefängnis und die Verbannung ertrug und daß ich
vor Gericht, vor den Senatoren ruhig, stolz und mutig erschien, und ebenso
ruhig und stolz werde ich aufs Schafotter steigen. Bringt denn diese Er-
kenntnis wenig Glück! Obgleich ich immer einen festen Charakter hatte,
konnte doch schoner Gelang, gute ergreifende Musik mir manchmal eine
unwillkürliche Träne entlocken. Aber jetzt, Teure, da ich von dir auf
ewig scheiden muß, von so viel Liebe und Treue, ist mir keine Träne
ins Auge getreten, überkam mich nicht das geringste kleinmütige Gefühl.

Das ist die Wahrheit, meine Teure, die reine Wahrheit. Ich sage
alles das nicht, um mich zu loben, sondern damit du sehen sollst, daß
ich vollständig ruhig bin und sogar glücklich. Ich wünschte, daß du auf
meinen Tod ebenso wie ich schauen wollest, du wirst dann nicht so
weinen und wehklagen. Ich weiß, wie schwer mein Tod für dich sein
wird, ich weiß, daß er dich töten wird. Aber Teure, wenn du wüßtest,
wie ich wegen Deiner Tränen und Deiner Schmerzen leide!
Wie fürchtbar bitter es ist, sich ihrer zu erinnern. Denn wirklich, was sollen
Deine Tränen? Wirst du mich denn dadurch retten? Wozu dich von
Schmerzen überwäligen lassen, wenn du als alte Frau noch Großes,
Glückliches und Preiswürdiges erleben wirst, das heißt eine mehr oder weniger
freie Heimat — dasjenige, wofür Deine Kinder in Gefängnissen
geschmachtet haben, in die Verbannung gingen und ihr Leben hingegeben
haben. Meine Teure, ich liebe dich an, weine nicht so und wehklage
nicht. Verzeihe mir alle Deine schweren Qualen und Leiden, die du
meinetwegen erduldet hast. Du weißt ja, wie ich dich liebe, du weißt,
daß, wenn ich dir auch etwas Bitteres verursacht habe, es doch nur
unwillkürlich und unbewußt geschehen ist. Wie gern hätte ich gewünscht,
dich fest an meine Brust zu drücken. Nun lebe wohl!

Dein Gaym.

Die Kaiserregierung arbeitet Aber das ist ihre letzte
Arbeit! — Und diese Siegesgewißheit gibt den Helden der Revolution in
Rußland die freundliche Seelenruhe, die in dem Brief einen so ergreifenden
Ausdruck gefunden hat.

Die tote Hand in Rußland.

Wie bekannt — so überlegt die St. Petersburger Zeitung aus
einem russischen Blatte, — stehen alle Kapitalien der Wohltätigkeits-
institutionen, von wem und zu welchem Zweck sie auch gestiftet sein
mögen, unter staatlicher Kontrolle. Die einzige Ausnahme von dieser
allgemeinen Bestimmung bilden die Kapitalien der (orthodoxen) Klöster,
welche einzig und allein der unkontrollierten Verwaltung der Kloster-
obrigkeiten unterstellt sind. Die genaue Höhe dieser Kapitalien ist
natürlich nicht bekannt, doch handelt es sich ohne Zweifel um Summen
von geradezu schwindelnder Höhe, wie einige positive Daten dies
bezeugen.

Die kirchlichen Einnahmen des Alexander-Newski-Klosters belaufen
sich auf 200 000 Rubel jährlich; die sonstigen Einkünfte zum Bau von
Kirchen, zur Unterstützung Armer und Abgebrannter usw. übersteigen
750 000 Rubel jährlich, während aus den Immobilien des Klosters eine
Jahreseinnahme von über 500 000 Rubel erzielt wird. Von diesen rund
1 1/2 Millionen Rubel, die das Kloster jährlich im Minimum einnimmt,
bezieht der Abt eine Jahresentlohnung von 65 000 Rubel, während der
Dekonom ein Jahresgehalt von 20 000 Rubel bekommt. Jeder der
70 Mönche, die das Kloster zählt, ist verpflichtet, bei seinem Eintritt in
das Kloster eine gewisse Summe einzuzahlen, die, je nach dem Bildungs-
grade des Eintretenden, zwischen 500 und 150 Rubel schwankt. Von den
Jahreseinnahmen des Klosters werden unter diese Mönche 250 000 Rubel
verteilt, während der große Rest dem Vermögen des Klosters hinzu-
gefügt wird.

Nachlich liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Reparatur der
Einnahmen im Novodevitschi-Kloster hinter der Moskauer Florie.
Als das reichste Kloster in Rußland ist das Troiz-Serajew-Kloster bei
Moskau zu betrachten, indem es über ein Kapital von drei Millionen
und enorme Jahreseinnahmen verfügt. Die Gesamtzahl der Mönche in
Rußland ist auf siebenhundert zu veranschlagen. Nur eine Vor-

stellung von den Vermögensverhältnissen der Mönche zu geben, erwähnt
das russische Blatt, daß ein kürzlich verstorbener Mönch des Alexander-
Newski-Klosters 100 000 Rubel hinterlassen hätte. Von der Priorität eines
südrussischen Klosters wiederum wird berichtet, daß sie eine Operen-
gesellschaft in einer der Städte Südrusslands mit jährlich 30 000 Rubel
subventioniert. Diese Zahlen und Tatsachen als herab genug hinführend,
schließt das russische Blatt: „Ob Krieg oder Frieden — Geld braucht
das Vaterland in jedem Fall!“

Bergbriefe.

III.

(Nachdruck verboten.)

Berggäste und Bergpöbel.

Der Mensch erinnert sich von Zeit zu Zeit, daß seine eigentliche
Heimat nicht zwischen den Steinmauern der Städte liegt, sondern daß
seine Ahnen ihre Kraft aus dem Boden der Wiesen und Wälder und
Berge gesaugt. Diejenigen, „die es haben“, folgen dann diesem Drang
und befriedigen ihn auf einige Wochen, und diejenigen, die es nicht haben,
nehmen den Sonntag dazu und atmen wenigstens für ein paar Stunden
sonnenstrahlendurchflutete, reine Luft.

Nun glaube ich zwar nicht, daß die Unterscheidung der Menschen in
gute und schlechte, in Schafe und Böde, so leicht zu bewerkstelligen ist,
daß man sagt: diejenigen, die etwas haben, sind die schlechten, und die-
jenigen, die nichts haben, das sind die guten. Aber eins ist sicher; näm-
lich, daß hier oben in den Bergen die Zahl derjenigen, die etwas oder
viel haben, und die unangenehm ausfallen, relativ weit größer ist, als
die Zahl der unangenehmen Berggäste, die nichts haben. Ein Bildungs-
und Besitzpöbel macht sich in den Bergen breit, daß einem ganze Nach-
mittage verbrannt werden können, wenn man die Gesellschaft nicht von der
humoristischen Seite anzusehen die Gemütsveranlagung hat. Die reichen
Leute, welche vornehme Gemüts- und hohe Bildung besitzen, finden sich
zwar auch, aber unerfreulich selten. Am angenehmsten ist noch der ge-
lehrte Mittelstand: Ärzte, Professoren usw. Am meisten auf die Nerven
gehen einem die kleinen Industriegrößen, Fabrikdirektoren und Konterten
mit deren Gattinnen und Kindern. Was an den Geschlechtern dieser Leute
steht, ist meist Karvenitum, Gemütsrobheit, Energie und eine Wagenladungs
Selbstbewußtheit. Es laufen hier, 1000 Meter über dem Meer, Fabrik-
direktors-Gattinnen herum in Seide und Brillanten, deren äußerliche
Körperlichkeit durch die geistige Beschränktheit und Brutalität der Ge-
sichtszüge so degradiert ist, daß sie einem widerwärtig sind und Ekel ein-
flößen. Der tierische und blöde Ausdruck auf dem Gesicht eines armen
Schwamplumpen ist noch sympathischer; denn auf solchen Gesichtern sieht
doch meist auch die Trauer über die eigene Verkommenheit geschrieben.
In einzelnen Fällen sieht man die Eigenschaften des Vaters und der
Mutter auch schon an den kleinen Kindern. Jumeist sind es Herrscher-
instinkte, ohne die Fähigkeit, sie zu betätigen, die sich da regen. In
Sprache und Gesichtsausdruck solcher kleinen von einer sogenannten Er-
zieherin überwachten Kinder zeigen sich schon die Anfänge des Größen-
wahns, der die Alten beherrscht. Sie fühlen das Bedürfnis, über alles
ihre Meinung zu sagen und zu erlauben oder nicht zu erlauben. So ein
kleiner Prahl kam dieser Tage zu mir, als ich in einem illustrierten Wert
blättchen, das ich der Bibliothek des Gasthauses entnommen hatte. Er
sah so hochmütig, als er das fertig brachte, in das Buch und sagte:
„Weißt du, die Bilder gefallen mir nicht, aber du darfst sie meinetwegen
ansetzen.“ Das Kerlchen war 4 Jahre alt und hatte nichts Kindliches
mehr an sich. Die Ohrfeige, die sich meiner Nechten aufdrängen wollte,
hätte eigentlich dem Vater und der Mutter des bemitleidenswerten Wüh-
dens gehört, das nur die Manieren seiner Erzeuger nachahmte. Das
gleiche Kerlchen war einst nicht mit seinem Mittagessen zufrieden, das er
mit seiner Vorne in der Wirtschaft einnahm. Er rief auf eigene Faust
eine Kellnerin: „Lina, sagen Sie, was dißts heut an der table d'hôte?“
— Es gab mir fast einen Miß ins Herz. Da fragt ein 4jähriges, ver-
zogenes Wüchsen im Vefehlstone die Kellnerin nach der Speisentarte der
großen Mittagstafel, weil ihm Suppe und Kompot nicht passen, und tau-
sende armer Arbeiterkinder wären glücklich, wenn sie sich an Brot und
Kartoffeln satt essen könnten. Ich habe nie einen wirksameren Agitator
des Massenhaßes gesehen, als das 4jährige Lausbüchsen und Söhnchen
des Herrn Großindustriellen Sombro aus A., der ein Typus in seiner
Art ist.

Es ist mir dieser Tage einmal unerträglich geworden, diese über-
ernährten Köpfe voll Hochmut und Egoismus zu sehen, und ich bin in
den Wald geschickt. Da fand ich 5 Italiener an der Arbeit. Eheliche,
ernte Gesichter mit jener stillen Trauer auf den Wangen, welche man so
oft bei den Söhnen des Südens findet, die bei uns in 12stündiger Arbeit
in der Fremde ihr Brot verdienen. Aber der Anblick wirkte trotzdem er-
streckend. Hier war doch die lebendige Kraft, die sich aber trotzdem ihrer
selbst noch nicht bewußt ist; dort aber war das bis zum Großwuchsen
entwickelte Selbstbewußtsein einer Kraft, die schon die Fäulnis Symptome
an sich trägt, ohne es zu merken.

Diese Herrschaften benehmen sich auch der Natur gegenüber so höbel-
haft, als ob sie nur dazu da wäre, ihnen für einige Wochen über die
größte Langeweile zu helfen. Sonnenan- und Lutergang, die Alpen-
fernsicht, die blumigen Matten und die fühligen Wälder, all das betrachten
sie mit einer gewissen gnädigen Herablassung als Irtwegen da, und das
Wort, das sie für die Herrlichkeiten der Erde haben, ist gendöndlich, es
sei „einmal ganz nett und interessant“. Sie, selber aber auch weniger
begütertes Wandervolk, haben so wenig Schönheitssinn, daß sie den Wald-
boden mit unzähligen Papierchen, Eierschalen usw. verunreinigen. Andere
mögen es wegschaffen. Zum Selbstverleib helfen sie auch einmal den
Strecken beneh, aber so, daß ihnen die Knechte nachschauen; denn sie

wälzen sich nur auf dem Heu, so daß es sich ballt und nicht gut geladen
werden kann, oder die Damen fragen die Herren, ob sie sich im Heu
„interessant ausnähmen“. Gelbhaftes Drohnenvolk, das nicht nur von der
Arbeit anderer lebt, sondern vor dieser Arbeit nicht einmal den Respekt
hat, der das wenigste ist, was man von Faulenzern verlangen kann.

Noch unangenehmer aber und geradezu gemeinschädlich sind die
Millionäre, die jetzt auch im Schwarzwald ganze Eklide Landschaft dem
öffentlichen Zugang entziehen, indem sie große Landflächen ankaufen, mit
Stacheldrahtzäunen umgeben, eine Villa darauf bauen und im Jahr zwei
Monate dort wohnen. Der Titisee z. B. ist in Gefahr, alleiniges Gemein-
eigentum von Millionären zu werden, die nicht nur das Seeufer unzu-
gänglich machen, sondern auch noch Pflanzungen so anlegen, daß
der Wanderer auch von der Straße aus mit der Zeit den See nur noch
stellenweise wird sehen können. Ein Versuch, diesem Landschaftskapitalis-
mus entgegenzuarbeiten, wird jetzt am Titisee dadurch gemacht, daß der
Staat den See als Eigentum des Fiskus in das Grundbuch eintragen
und einen Weg um das Seeufer anlegen läßt. Aber ohne Prozesse wirds
kaum abgehen. Die Geschichte der Kapitalisierung landschaftlicher Schön-
heit in England ist so ein erschreckendes Kapitel der Brutalität privatrecht-
kapitalistischer Amerikon, daß man in Deutschland beiseiten daraus
lernen sollte.

Glücklicherweise trifft man aber auch andere Berggäste, als den vor-
nehmen Pöbel. Und oft findet man bei einfachen Handwerksbüchsen oder
Bauern ein überragendes Feingefühl für das überwältigende der Natur-
schönheit hier oben. Am besten unter diesen Berggästen, die oft am
Sonntag auch harter Wochenarbeit nicht zu Bett gehen, um am Sonntag
fröhlich den Sonnenaufgang auf den Bergen ansehen zu können, hat mir
gestern ein Wämmlein, ein alter Säger drünten aus dem Tal, gefallen,
der mir sagte: „Eine Morge sich's sei g'it! Es'ach nobel! D'Kirch ist
nit d'rgege! Jo jo!“

Herbst und Laubverfärbung.

Der Späthommer ist da. Unter den Bäumen tauschelt es schon von
dünnen Blättern, aber die eigentliche Laubverfärbung kommt erst ins
Berden. Anauer, der naturwissenschaftliche Schriftsteller, hat über dieses
Problem folgende Mitteilungen gemacht:

Im Garten sehen die Rosen purpuree Blattriebe, rote Stacheln
an. Das Laub der Obstbäume, Linden, Pappeln, Weiden beginnt zuerst
an den unteren Zweigen, dann immer höher hinauf zu vergilben. In
ungelehrter Weisenfolge färben sich die Blätter der Eichen und Hain-
buchen. Bald prunken Wälder und Auen im vollen, herrlichen Herbst-
kleide. Gelb, braun, grau, rot, violett in allen Nuancen, bald die eine,
bald die andere Farbe überwiegend, die andere verdrängend, bald wieder
alle in buntem Gemische, wirken breite Wälder, schmale Streifen, große
und kleine Schirmler, Spiralen, Flecke und Punkte in den grünen Wald-
teppich und zaubert den Auge ein farbenüppiges Herbstkleid vor, um
das uns die Tropen beneiden können.

Was ist da im Blattinnern vorgegangen? Welche Einflüsse haben
zu solchem Farbenwechsel geführt? Es ist ein Totentanz der Farben,
eine Vorbereitung zum Erkranken der Blätter. Unsere Laubbäume, deren
breite Blattschatten beim ersten ergebigen Schneefalle die Wärme unter
der schweren Schneelast zu Boden pressen, germalnen ließen, müssen sich
ihres Laubes rechtzeitig entledigen, noch mehr aus dem Grunde, weil,
sowie bei zunehmender Abkühlung des Bodens die Saftzufuhr von unten
aus zu stocken beginnt, für die Verbindung der transpirierenden Blätter
kein Erfolg mehr geboten wäre und so die Blättertranspiration das Leben
der Pflanze gefährden würde. Aus Gründen der Selbsthaltung also
müssen bei uns vor Winterbeginn, in den Tropen vor Eintritt der Dürre,
die Laubpflanzen ihre Blätter abwerfen. Die Nadelblätter, bei denen der
Safstaustieg und die Transpiration der schmalen Nadelblätter viel lang-
samer erfolgt, dann eine Reihe der Pflanzen mit immergrünen Dauer-
blättern haben solchen Blattabwurf nicht nötig.

Um nun die gerade an der Anheftungsstelle sehr zähen Blätter,
denen das Schütteln durch die Herbstwinde wenig anhaben könnte, zum
Falle zu bringen, bildet sich, wie die Transpiration eine langsame wird,
eine Trennungsschicht aus weichen Zellen, welche sich am Grunde des
Blattstiels quer durch das zähe Gewebe schiebt. Ist sie hinreichend dicht
geworden, dann lösen sich die weichen Zellen der Trennungsschicht einfach
voneinander ab, das Blatt ist nun wie durchgeschnitten und fällt beim
leisesten Windhauche zu Boden.

Würde aber solcher Laubfall schon zu einer Zeit eintreten, da noch
alle die Nährstoffe, Kohlenhydrate und Eiweißstoffe in den Blättern vor-
handen sind, dann verliere die Pflanze neben manchem überflüssigen
Stoffe eine Fülle von Nahrungsbestand, ein Verlust, der die Pflanze sehr
schwer träre. Darum geht dem Laubfalle eine Reihe von Stoffwand-
lungen und Stoffwanderungen voraus. Die Kohlenhydrate und Eiweiß-
stoffe werden in das Innere des Stammes, die in der Wurzelstülde,
Knollen und Zwiebel zurückgezogen und bleiben hier als Reserve für den
ersten Stoffverbrauch des Frühjahrs. Im Blatte finden sich dann nur
mehr kleine gelbe Körnchen als Reste der umgewandelten Chlorophyll-
körper, Farbstoffe, unbrauchbare oxalsaure Kristalle.

Dieses Auswandern der Nährstoffe, diese Umwandlungen, in deren
Gefolge verschiedene Nüßstoffe auftreten, die rückbleibenden gelben
Körperchen, das Erscheinen eines Farbstoffes, des Anthoxanthins, welcher,
je nachdem er im Blatte mit viel, wenig oder gar keinen Säuren zu-
sammentreift, rot, violett oder blau erscheint, führen zu der vielartigen
Selbstverfärbung.

Hat dann diese Verfärbung alle Phasen durchgemacht, dann sehen
wir das Laub der Ahorne, Hainbuchen, Wicken im hellsten Gelb, die
Eichenblätter braun bis gelbbrot, das Eichenlaub bräunlichgelb, die Blätter
der Erle trübgrün, die der Silberweiden und Silberpappeln weiß, das

Gartriegellaub violett, die Eichenblätter orangehell. In großem Kontrast
hebt sich dann einerseits das tiefe Lamendunkelgrün, das Blaugrün der
Föhren, andererseits das Laubgrelletrot der Kirschkäpfe, Atlasbeeren,
Bogelbeerbäume ab.

So kommen die Auen noch einmal vor ihrem Winterchlaf in
grellem Farbenprunk auf. Auf wenige Tage leuchtet das Scharlachrot
der Alpenbärentraube, das Rot und Violett der Moosbeer- und Heidel-
beerblätter, das Goldgelb der Alpenweiden zwischen dem Tiefgrün der
Alpenrosen, Rauschbeeren und Vegeföhren auf. Dann fegen die Herbst-
winde über die Fluren und ein neues Herbstbild, der Laubfall, tritt in
Szene. Erst sehr einzeln, dann immer häufiger und häufiger sinken die
Blätter zu Boden, und bald ist es ein Fallen in Massen. In Tausenden
und Tausenden wirbeln die bunten Blätter zu Boden, tanzen und drehen
sich im Kreise, türmen sich zu Haufen, haften in totem Reigen über die
Wiesen und Felder oder versinken in die nasse Flut. Entlaubt, taßt ragen
die Äste in die nebelige Spätherbstluft, bis sie und die modernen
Blätter des Winters weiches Bahrtuch deckt.

Sittenverderbnis von Einst.

In der viel gerühmten „guten alten Zeit“ war es mit der Sitten-
reinheit, insbesondere in den höheren Ständen, doch noch anders bestellt,
als in der verrufenen Gegenwart, der Epoche der Moderne. Vor unge-
fähr hundert Jahren herrschte sogar eine starke Sympathie für Ehebrüche
und alle Welt nahm das lebhafteste Interesse an den Details irregulärer
Beziehungen. In Emangelung von Zeitungsreportern besahen sich die
Wäntelänger mit den getreulichsten Mitteilungen galanter Vorkommnisse
und man wußte damals genauer Bescheid über die Gründe, die eine
vornehme Dame zu einem Wechsel ihres Liebhabers veranlaßten, als
heute über die Ursache eines Ministerwechsels. Die begehrtesten Frauen-
liebhaber hielten es als zum guten Ton gehörig, sich mit möglichst
Zudiscretion über ihre Erfolge auszulassen. Von dem Herzog von Arkelien
berichtete die Herzogin von Orleans: „Er ist so plauderhaft, daß er mir
getand, selbst die Günst einer Fürstin zurückzumeifen, und wäre sie so
schön wie ein Engel, wenn man ihm die Verpöchtigung auferlegte, darüber
schweigen zu müssen.“ (1)

Daß die Damen diesem Beispiel gern folgten, kann ihnen nach
allem nicht verübelt werden. So klagte „Madame la Princesse“, die
Geliebte Heinrichs II. von Conde, wie sehr sie es bedauere, daß ihr
Liebhaber, der Kardinal Ventivoglio, nicht zum Papst gewählt worden sei,
denn dann hätte sie sich rühmen können, „Bereyter in allen Ständen be-
seffen zu haben; Päpste, Könige, Karbinale, Prinzen, Herzöge, Marschälle
und sogar gehobliche Gelehrte.“

Manche Ehemänner ermunigten ihre Frauen geradezu, der einfäl-
tigen Moral Hohn zu sprechen. Wie beispielsweise Herr de Noirmantier,
der, als er erfuhr, daß ein ehemaliger Liebhaber seiner Frau, Herr de
Sanobis, im Sterben liege, sie aufforderte, ihn zu besuchen, „damit
die Welt nicht etwa einen schlechten Begriff von ihrer Herzensbildung
bekäme.“

Die Herzogin Dumaine, welche für ihren Bruder zärtliche Em-
pfindungen hegte (ein Fall, der, wie A. Beauve meldet, in der Familie
der Condees nicht vereinzelt dastand), tauschte mit ihm zärtliche
Briefe aus.

Wenn Heinrich II. seine Chiffrebegehungen mit der seiner Geliebten
sogar an die Kirchenpfeiler anbringen ließ, wenn Heinrich IV. vierzehn
seiner unehelichen Kinder legitimieren und unter großem Jeremonieel
verbinden ließ, daß sie ihm Gott geschenkt habe, um ihn über die Un-
fruchtbarkeit seiner Frau zu trösten; wenn er die Königin Marguerite
dazu veranlaßte, der Entbindung einer Ehrendame, eines sechzehnjährigen
Mädchens, beizuwohnen, deren Geliebter er gewesen; wenn Ludwig XIV.
sich öffentlich in einer Aushufe mit seinen „drei Königinnen“ zeigte, näm-
lich mit Maria Theresie, Mad. de Sevalliere und Mad. de Montespan,
so nahm niemand daran Anstand.

Heinrich IV. erhielt nach dem Tode der Gabriele d'Estree, für die
er öffentlich 3 Monate Trauer trug, die Beileidsbezeugungen des diplo-
matischen Korps sowie des Parlaments von Paris, das eigens zu diesem
Zweck eine Deputation an das Hoflager zu Fontainebleau sandte. Und
als dieser Regent sich noch im hohen Alter hierlich in Charlotte de
Montmorency verliebte und sie an seinen Waisen verheiratete, in der Ab-
sicht, sie ihm am Hochzeitstag wegzunehmen, war er während darüber,
daß die Eiserhand des Gatten ihn an seinem Vorhaben hinderte. Und
was sagte der Hof zu diesen Schändlichkeiten? — Er gab dem Bräu-
tigam unrecht! Malherbe verfaßte unzählige Gedichte, in welchen er der
Prinzessin zusprach, sich erweichen zu lassen, und dem König riet er, es
nur an Ausdauer nicht fehlen zu lassen!

Oft waren es die Mütter selbst, welche für ihre Töchter die Ehre
erbateten, dem König zugeführt zu werden. Als Ludwig XIV. in seinen
Jünglingsjahren sich lebhaft für Mlle. de la Mothe-Argencon interessierte,
schickte ihn seine Mutter, um ihn dem Gegenstand seiner Leidenschaft zu
entziehen, nach Vincennes; Mme. de la Mothe-Argencon aber, welche
beschränkte, daß man ihrer Tochter den Ehrgeiz zutrane, königlich werden
zu wollen, besuchte sich, der Königin-Mutter zu versichern, daß sich ihr Kind
mit der Stellung einer Favoritin vollständig begnüge.

Es ging, wie man sieht, in der oft zitierten „guten alten Zeit“ ein
bißchen ärger zu als heute, wo man sich wenigstens alle Mühe gibt,
Moral zu heucheln und sich nicht einfallen läßt, der Deffentlichkeit
selber in unbedeckter Weise die Geheimnisse des Alltags zu verraten.
Deffentlich behauptet man nur noch, daß die — Sozialdemokratie es sei,
die Ehe, Tugend und Familienleben zerstöre.